

LÖSUNGEN ZU DEN KOGNITIVEN AUFGABEN „SPRACHRÄUME 3“

SPRACHRAUM 5: LYRIK – DIE GROSSE VIELFALT (Online-Code: 47fu8w)

5.1

a. Beschreiben Sie die Form des Gedichtes: Strophenanzahl und -aufbau, Versmaß, Reim, dominierende Stilmittel, dominierende Wortart, vorherrschendes Wortfeld. Setzen Sie Form und Stil zum Titel des Gedichts in Beziehung.

Sieben Strophen zu je vier Zeilen, ungereimt, kein durchgehendes Versmaß; dominierendes Stilmittel ist die Anapher „dies“, die das Gedicht „einrahmt“ und den Anfang und die Schlusstrophe bestimmt. Dominierende Wortart ist das Possessivpronomen „mein“, das Wortfeld ist charakterisiert durch die Dominanz der Alltagsgegenstände: Auffällig ist eventuell noch die Ausdrucksstellung von „tags“ und „nachts“ (Vers 23 f.). Der Verzicht auf Reim und Versmaß ist der kärglichen Situation des lyrischen Ich angemessen; Reim und geregelter Rhythmus würden zu „harmonisch“ und deshalb unangemessen sein.

b. Analysieren Sie, in welcher materiellen Situation sich das lyrische Ich in diesem „autobiografischen“ Gedicht befindet, belegen Sie Ihre Analyse mit Textstellen. Wird diese Situation neutral, klagend, verzweifelt, pathetisch oder vorwurfsvoll beschrieben? Wie verhält sich das Ich (Strophe drei und vier) zu den anderen? Wo liegen die Gründe für dieses Verhalten? Welche Gegenstände werden als besonders wertvoll geschätzt? Wozu dienen diese Gegenstände? In welcher Strophe kommt die „Natur“ vor, wie wird diese empfunden? Stellen Sie einen Zusammenhang her zwischen dem Besitz des lyrischen Ich und der Entstehungszeit des Textes. Welche konkrete Lage des lyrischen Ich – Günter Eich war Soldat – könnte sich im Text widerspiegeln?

Das Ich ist materiell auf das Allernotwendigste reduziert, um körperlich zu überleben (Essgeschirr Konservendose, Pappe als Liegefläche), aber auch geistig existieren zu können (Bleistift zum Notieren der Verse).

Die Situation wird neutral und bloß feststellend beschrieben.

Verhalten zu den anderen: Misstrauen (Verbergen des Nagels) und Schutz der geringen restlichen Intimsphäre (Vers 15 f.).

Besonders geschätzt werden der „kostbare“ Nagel, der zum Markieren des „Besitzes“ dient (Strophen 2, 3), und die Bleistiftmine zum Schreiben der Gedichte („die lieb ich am meisten...“ – Strophe 6).

Die „Natur“ kommt nur in Strophe 5 vor, und zwar als „nackte“ Erde, vor der man sich schützen muss mit einem Stück Pappe, da man ohne Bett auf ihr liegen muss.

Anlass des Textes: die Situation des lyrischen Ich (des Autors) in einem (amerikanischen) Kriegsgefangenenlager nach Ende des Zweiten Weltkriegs.

c. Eichs Gedicht wird in die so genannte „Trümmerlyrik“ eingeordnet. Begründen Sie diese Zuordnung.

Inhalt: Eich fasst seinen Besitz in einer lyrischen Bestandsaufnahme zusammen, die schildert, dass tatsächlich nur mehr „Trümmer“ die Basis des Überlebens sind.

Form, Programm: Die Trümmerliteratur (auch manchmal „Literatur der Stunde null“ genannt) will sich inhaltlich und formal von den vorhergehenden literarischen Strömungen abheben. Die Sprache als Ideologieträger, wie unter der NS-Herrschaft, sollte durch einen „Sprachreinigungsprozess“ neu verwendet werden. Emphase wurde als literarische Schönschreiberei abgetan, der Ausdruck von Ideologie und Gefühl wurde tabuisiert. Die neue Literatur sollte realistisch, unpsychologisch und „wahr“ sein.

5.2

a. Erklären Sie, welches auffällige „Stilmittel“ der Titel zeigt? Welche mögliche Doppelbedeutung steckt in „Eich“ – Mundart beachten! Welche formalen Parallelen bestehen zwischen den Gedichten Eichs und Gernhardts? In welchen Strophen werden die Parallelen am deutlichsten?

Der Titel zeigt einen auffälligen Binnenreim („Eich – Reich“); „Eich“ könnte mundartlich auch als Form von „euch“ gedeutet werden, so dass ein Doppelsinn, wem Gernhardt sein „Reich“ zeigt, gegeben ist.

Formale Parallelen: Sieben Strophen zu je vier Zeilen, ohne geregeltes Versmaß; Übernahme ganzer Strophenteile aus Eichs Gedicht in Gernhardts Strophen eins, zwei, vier, fünf, sechs, sieben.

b. Vergleichen Sie Ort, Zeit und Gegenstände in den beiden Gedichten! Welche „Besitztümer“ sind für die Schreibe eines Autors wichtig, welche für seine geschäftlichen Belange? Welche Strophe erregt die besondere Neugier der Leser/innen, ohne diese Neugier zu lösen?

Gernhardts Besitzbeschreibung bezieht sich auf die Darstellung eines zeitgemäßen (Dichter)arbeitszimmers, das mit allen Utensilien für das Schreiben (Computer, Drucker, Kopierer, Notizbuch, Bibliothek) und die (geschäftliche) Kommunikation ausgestattet ist. Neugierig macht besonders der Übergang von Strophe vier zu Strophe fünf: „... einiges, was ich niemand verrate, sonst kostet dies Wissen noch mal meinen Kopf.“

5.4

a. Verfassen Sie zu einem der drei Texte einen zustimmenden, kritischen oder ablehnenden Leserbrief von circa 200 Wörtern. Leserbrief zu Text 1, Barbara Dolschak: „Alles Notwendige in einem Rucksack“, im Rahmen einer Hausübung:

leserbriefe@derstandard.at

Sehr geehrte Redaktion!

Ihre Serie „Was und wie viel braucht der Mensch, um glücklich zu sein“ hat mich sehr interessiert. Die vielen verschiedenen Meinungen liefern irgendwie doch alle auf ein Ziel hinaus: Wir konsumieren zu viel, haben zu viel, brauchen das Zuviele oft gar nicht. An einem Beitrag möchte ich aber auch ein bisschen Kritik üben, und zwar an dem von Frau Dolschak. Frau Dolschak scheint mir in ihrem Beitrag nämlich einiges zu vermischen und nicht ohne Widersprüche zu sein: Klarerweise kann man als Rucksacktourist(in) eine Zeit lang aus dem Rucksack leben; aber eben nur eine Zeitlang; und eine lässige

Backpackerreise versetzt einen auch manchmal in die Stimmung, Backpacker(in) bleiben zu wollen, und das, was man daheim alles hat und braucht(!), als Krempel zu bezeichnen, den man „werfen“ könnte. Dann aber, wieder zu Hause, schauts ganz anders aus: Da braucht man den Krempel wieder, zum Schulgehen, zum Relaxen, zum täglichen Routinetrott, aber auch fürs Angenehme. Also, der Verzicht auf Sachen während einer Hostelreise, der ist was anderes als das tägliche Leben daheim; da brauche ich das meiste von meinem „Krempel“ ganz dringend (außer vielleicht nicht alle T-Shirts aus meiner Sammlung).

(191 Wörter)

b. Nehmen Sie in einer Erörterung (etwa 600 Wörter; Absätze durch Leerzeilen markieren) mit dem Titel „Wie viele und welche Dinge braucht der Mensch und weshalb sollte er auf manche Dinge verzichten?“ Stellung zu den Thesen der drei Texte.

Schülerarbeit im Rahmen einer Hausübung (Anmerkung: Die Schülerarbeit übersteigt zwar die konform den Maturatextsortenvorgaben angegebene Länge beträchtlich, wurde aber so belassen, da sie doch für eine Erörterung in Stil, Aufbau und Argumentation recht beispielhaft sein könnte.):

Gleich vorweg: Ich halte die Qualität der drei vor mir liegenden Texte, was den Inhalt anlangt, für sehr unterschiedlich; dazu gleich meine individuelle Rangordnung von „unten“ nach „oben“. Ganz unten kommt für mich der Text von Barbara Dolschak; dann folgt der Text von Klaus A. Amann; und der beste Text ist für mich der letzte: „Fortschritt war auch immer materieller Fortschritt“ von Georg Mayerhofer. Bei allen Texten handelt es sich um Kommentare zu einer Umfrage des „Standard“, der Leserinnen und Leser eingeladen hat, ihre Meinung zu folgenden Fragen zu schreiben: „Versperren zu viele Dinge den Blick aufs Wesentliche? Werden wir glücklicher, wenn wir unseren Besitz ‚strategisch verringern‘? Welche Dinge sind Ihnen wirklich wichtig, welche wollen Sie hinter sich lassen und welche brauchen Sie unbedingt?“

Nun zur Begründung meiner Reihung und damit zur Auseinandersetzung mit den drei Texten, auch von „unten“ nach „oben“. Barbara Dolschak schildert, wie sie als Backpackerin „in fernen Ländern“ die Erfahrung gemacht hat, auf viele Dinge verzichten und aus Rucksack und Koffer leben zu können. Das ist nicht erstaunlich und nichts Neues. Drei Wochen Interrail durch halb Europa in den vergangenen Ferien haben mir und meiner Freundin das auch gezeigt: Auf Reisen braucht man vieles nicht, was einem daheim unverzichtbar ist. Man braucht nicht den eigenen Computer, den eigenen Internetanschluss (Internetcafés gibt’s überall), das gewohnte Bett braucht man auch nicht (Komfortverzicht und Interrail mit vielen Nachtzügen sind identisch), kein Schulzeug ist dabei und das T-Shirt wird eben auch einmal länger angezogen); das Handy brauche ich aber schon; möchte ja doch wissen, und zwar bequem und schnell, wie es daheim geht, und daheim wollen die das auch von mir wissen. Auch den Fotoapparat brauche ich unbedingt. Aber weil man eben auf einer feinen Reise ist, ist man auch mit dem Wenigeren voll happy.

Wieder daheim, brauche ich natürlich vielmehr, da ist das Leben auch viel komplizierter, da gibt es vielmehr zu tun als auf der Reise. Genauso geht es auch Barbara Dolschak: „Es ist sehr befreiend, zu merken, dass man eigentlich nichts braucht. [...] Leider währt die Erkenntnis dieser Reiseerlebnisse nicht ewig.“ Die Umstände haben sich eben geändert, Reise und Alltag sind höchst verschieden. Insofern bringt mir Dolschaks Text zwar eine Bestätigung meiner eigenen Erfahrungen, aber das Ganze war mir ohnehin klar, und deshalb ist der Gewinn, den ich aus diesem Text ziehen kann, gering.

Klaus A. Amann möchte in seinem Text ein „Inventar des Unverzichtbaren“ aufstellen. Er meint, dieses Inventar müsste doch „überschaubar“ sein, das heißt, es müsste nicht allzu viele Dinge geben, auf die er nicht verzichten kann. Doch gleich kommt die Überraschung, denn es sind wohl viel mehr Dinge „unverzichtbar“, als Amann zunächst angenommen hat. Es beginnt bei seinem i-Mac, geht über Fotoapparat, Scanner, Aufnahmegerät, Fax-Telefon, Laptop und Handy, „alle Küchen- und Haushaltsgeräte“; Fahrrad, Auto bis zu „Pass, Kreditkarten, Bankomatkarten, e-card, Vorteils-card, TouringClub-Card, Wecker, Brille, Sonnenlesebrille, Sonnenbrille zum Autofahren, Handy, Fotoapparat, Ladegeräte mal drei, Speicherkarten, Steckdosenadapter, Reiseführer, USB-Stick, Navi, CDs, Kühltasche“. Amann hat sich also getäuscht, er (oder wir) braucht (oder brauchen) viel mehr Dinge, als wir vielleicht zuerst glauben.

Amann sieht einen Zusammenhang zwischen der Flut an Dingen, die uns überschwemmt, und dem Wachsen der Wirtschaft, dem man schwer entkommt: „Wir wissen es alle: die Wirtschaft muss wachsen. Muss sie wirklich? Ich glaube das schon lange nicht mehr. Andererseits, wenn alle ihre Röhrenbildschirme Jahre lang verwenden und keine Anstalt machen, einen Geiz-ist-geilen Flat-Screen-LCD-Bildschirm zu erwerben, dann kann das

Unternehmen zusperrern.“ Lösungen hat Amann natürlich keine anzubieten, sein „Lösungsvorschlag“ ist sehr ironisch und natürlich überspitzt formuliert: „[...] Es bleibt uns eigentlich nur eines: weiterhin kaufen, kaufen, kaufen und dann darauf verzichten! Hoffen, dass das Produkt schnell kaputt geht. Oder wegwerfen. Verlieren. Weil verzichten schwierig ist.“ Der Text zeigt die große Ausweglosigkeit, verzichten zu können. Insofern ist er ehrlicher als der Text von Barbara Dolschak, die ein bisschen romantisch vom großen Verzicht predigt, der aber dann bald zusammenbricht.

Für den wichtigsten von allen drei Texten halte ich „Fortschritt war auch immer materieller Fortschritt“. Der Autor versucht gar nicht, vom großen Verzicht zu reden. Er hat einen anderen Blickwinkel und meint, dass wir nachdenken sollten, auf welche Weise viele Dinge hergestellt werden, und prüfen sollten, ob viele Sachen, die wir haben, „nicht oft im Gegensatz zu unseren Vorstellungen von Menschlichkeit“ stehen. Wir sollten, meint der Autor, auf Dinge verzichten, die auf der Basis von „extreme[r] Ungleichheit“

produziert werden, in Entwicklungsländern mit oft erbärmlichen Arbeitsbedingungen, Kinderarbeit oder, was Mayerhofer allerdings nicht erwähnt, Ausbeutung gerade von Frauen. Man braucht dazu nur Prospekte oder Broschüren von Fair-Trade-Organisationen zu lesen. Die geben darüber oft bestürzende Auskunft. Und das scheint mir auch am Text von Mayerhofer das Brauchbare zu sein. Er bringt als einziger Text einen klaren Vorschlag, worauf man gar nicht so schwierig verzichten kann. Man muss sich nur etwas informieren, dann kann man schon eine Verzichtsentscheidung treffen, die auch anderen nützt und die man auch durchhalten kann, nicht nur auf Rucksackreisen.

Denn eines ist schon wichtig: Mit unserem (Konsum-)Verhalten tragen wir Verantwortung nicht nur für uns selbst, sondern auch für die Lebensbedingungen anderer Menschen und auch für die Umwelt. Das Letztere ist vielleicht ein Gesichtspunkt, den Mayerhofer auch noch erwähnen hätte können.

(852 Wörter)

5.5

a. Lokalisieren Sie die in Strophe 1 genannten geografischen Angaben. Erläutern Sie im Anschluss daran, ob der Gedichtstitel als realistisch-verwirklichtbar oder ironisch-satirisch aufzufassen ist!

Friedrichstraße: belebte Straße zwischen Berlin Mitte und Kreuzberg; benannt nach dem Brandenburgischen Kurfürsten Friedrich III.; Zugspitze: höchster Gipfel Deutschlands (Bayern, 2962 Meter); die drei weit voneinander entfernten „Aussichtswünsche“ ergeben eine ironisch-satirische Bedeutung des Titels

b. Beschreiben Sie, worauf sich die Wünsche des „Du“ beziehen, und welche neuen „Wunschdetails“ von Strophe zu Strophe erscheinen. In welchen Strophen führt das Gedicht in die „Wunschvilla“ hinein, wo wieder hinaus?

Wünsche des „Du“: beste Lage des Hauses; viele Räume, Dachterrasse, Bibliothek, einsamer Garten; Stall mit Pferden, acht Autos, Motorrad; bestes Essen; Geld und Schmuck; Reisen; „gelungene“ Kinder; stete Gesundheit; ins Haus hinein führt schon Vers 4 (Badezimmeraussicht), wieder heraus Strophe 3 (Stall).

c. Mit welchem Vers führt das Gedicht von der Wunschwelt in die Realität? Wie verhält sich die Realität zur Wunschwelt? Welche Verse formulieren eine resignative, aber realistische Erkenntnis?

Von der Wunschwelt in die Realität führt die 6. Strophe mit einem bestimmten, die Wünsche kontrastierenden „Aber...“. Die folgenden Verse beschreiben das gewünschte „totale“ Glück als unreal und als immer höchstens in Teilen vorhanden: „Immer fehlt Dir ein Stück...“.

d. Erläutern Sie, ob man das Gedicht auch als gesellschaftliche Kritik auffassen könnte!

Gesellschaftskritik ist impliziert; der Wunsch, alles für sich haben zu wollen, ist kein vernünftiges Nachdenken über Probleme des Lebens, sondern ein imaginäres Wachträumen und Einbilden.

e. Das Gedicht weist zwar ein unregelmäßiges Versmaß auf, aber, mit Ausnahme der letzten Strophe und einigen Waisen (Verszeilen ohne Reim), ein regelmäßiges Reimschema. Bestimmen Sie diese dominierende Reimform, die Waisen und das Reimschema der letzten Strophe. Wo finden sich unreine Reime?

Das Gedicht zeigt vor allem Paarreime; Waisen finden sich im vorletzten Vers (hat) und, besonders signifikant im Eingangsvers „Ja, das möchtest!“, der noch einmal wiederholt wird: Das Wünschen fügt sich nicht „harmonisch“ ins Leben. Unrein ist der Reim von Vers 3 auf Vers 4 (seh/mondän). Der Reim von Vers 15 auf Vers 16 (gelacht/Jagd) ist für das österreichische Deutsch unrein; er setzt die (Berliner bzw. norddeutsche) Aussprache von Jagd als „Jacht“ voraus. Reimschema der letzten Strophe: aa b x b.

Der nicht gestörte, ständige Paarreim verweist formal auf die Sehnsucht nach ungestörtem Glück; die Waisen hingegen unterbrechen den ständigen Fluss an Wünschen und verweisen auf die Brüche und Holprigkeiten des Lebens.

5.6

a. Erklären Sie, was die Redewendung in Vers 33 „einen Stich haben“ bedeutet. Auf welche Verse bezieht sich diese Redewendung im Text konkret?

Einen Stich haben: Nicht (mehr) vollkommen, bereits etwas verdorben sein; vom ursprünglichen positiven Zustand abweichen; der Bezug ist besonders deutlich auf die Verse „Hast du Geld, dann hast du nicht Käten; hast du die

Frau, dann fehl dir Moneten“. Der Gedanke des „Glücks mit Stich“ wird in den letzten beiden Versen nochmals zusammengefasst und verdeutlicht.

b. Erläutern Sie die Bedeutung folgender Redensarten:

jemanden im Stich lassen: in der Gefahr allein lassen, nicht unterstützen; von Dingen: versagen, nicht funktionieren; Stich halten: sich als zuverlässig herausstellen, eine Probe bestehen; den letzten Stich machen: als Sieger vom Platz gehen; hieb- und stichfest sein: überzeugende Argumente haben, so dass der Gegner kein Gegenargument findet; jemanden ausstechen: jem. übertreffen; jemandem einen Stich versetzen: jem. kränken, verletzen; einen Abstecher machen: von der geraden Route abweichen; das ist nicht stichhaltig: argumentativ unrichtig; jemanden bestechen: jemanden, indem man ihm einen „goldenen Spieß“ schenkt, d. h. durch Gold/Geld, korrumpieren.

Aus der Sprache welcher Gesellschaftsschicht und welcher Zeit können diese Redewendungen stammen?

Herkunft der Redewendungen: aus dem ritterlichen Turnier- und Kriegswesen; z. B. ein Kämpfer verlässt die Gefährten, die nun im „Stich“ der Gegner bleiben.

5.7

a. Welches Thema lässt der Gedichtstitel erwarten?

Kritik an Geldgier, Verdinglichung des Menschen durch diese Gier (Münzen statt Augapfel), negatives Verb: glotzen.

b. An welche Personen(gruppen) wendet sich das lyrische Ich, welche Kritik übt es an ihnen? Mit welchen Einzelbeispielen illustriert das Gedicht diese Kritik?

Zwei Gruppen von Personen werden angesprochen: In Strophe 1 und 2 geht es um Leute, die sich nicht wehren, außer höchstens mit Geschrei, wenn ihre Umwelt aus Geldgier zerstört wird, und die den Weg nach „Profitopolis“ gehen. In Strophe 3 und 4 und in der letzten Strophe steht stellvertretend und konkret für die Zerstörung der „Nachbar“, den „nichts Lebendes berührt“.

c. Vergleichen Sie die Stimmung der beiden Gedichte von Tucholsky und Dick. Welches von den beiden Gedichten scheint Ihnen die wirkungsvollere Kritik am ungebremsten „Haben-Wollen“ zu sein? Schreiben Sie eine Empfehlung für eines der beiden Gedichte an einen Freund / eine Freundin, welche für eine Präsentation im Deutschunterricht ein kritisches Gedicht suchen.

Ironisch-satirische und heitere Stimmung am „Haben-Wollen“ bei Tucholsky, schonungslos-attackierender Grundton bei Dick. Empfehlung (Schülerarbeit):

Lieber G.....;

Jetzt habe ich das Gedicht, das du vorstellen könntest. Es ist witzig und ironisch (passt zu dir) und gleichzeitig eben kritisch, wie du eines suchst. Der Titel lautet „Das Ideal“, Verfasser ist Kurt Tucholsky, es ist zwar schon 1927 geschrieben, aber die Eigenschaften, die da aufs Korn genommen werden, die sind immer noch vorhanden, nämlich der Wunsch, möglichst alles oder zumindest möglichst viel zu haben und damit ein glückliches Leben zu führen. Tucholsky übertreibt natürlich, da will einer ein Haus mit gleichzeitiger Aussicht auf die Ostsee und die Zugspitze, aber genau diese

Übertreibung zeigt, wie sinnlos es ist, alles haben zu wollen. Wir haben in Deutsch zu diesem Thema noch ein zweites Gedicht besprochen. Es heißt „...Aus euren Augen glotzen einzig Münzen“. Es ist härter und angriffiger und hat ein paar Supermetaphern für Geldgier und Zerstörung, aber ich glaube der Witz in „Das Ideal“ erreicht deine Klasse leichter. Ich kann dir eine Kopie schicken, außerdem findest du das Gedicht zurzeit auf http://www.gedichte.co/tuc_k02.html.

Liebe Grüße

J...

(167 Wörter)

5.8

Fassen Sie für Ihre Schülerzeitung, deren aktuelle Ausgabe sich auch mit dem Thema beschäftigt, wie der Mensch von der „Konsumgesellschaft“ geprägt wird, den Text von Fromm in 200 bis 300 Wörtern zusammen. Redigierte Arbeit einer Schülerin im Rahmen einer Hausübung:

Der im Jahr 1976 entstandene Text „Haben oder Sein“ von Erich Fromm stellt zwei mögliche Arten des Lebens einander gegenüber, die Existenzweise des Habens und die des Seins. Fromm charakterisiert die Lebensweise des Habens als eine Lebensform, „in der ich jedermann und alles zu meinem Besitz machen will“. Das Sein wird von Fromm beschrieben als „Lebendigkeit und persönliche Bezogenheit zur Welt“. Als eine typische Ausprägung des Habens sieht Fromm das „Einverleiben“ von Dingen oder sogar von Menschen an. Der typische „Habenmensch“ ist für Fromm der Säugling, der alles in den Mund steckt, damit er es behalten kann. Dieses Bild des Säuglings nimmt Fromm als Metapher für den Konsumenten, der die ganze Welt „verschlingen will, damit sie ihm niemand

wegnehmen kann“. Fromm formuliert das sehr direkt so: „Der Konsument ist der ewige Säugling, der nach der Flasche schreit.“ Alkoholismus und Drogensucht sind für Fromm Beispiele für dieses Einverleiben. Der Grund für diesen Wunsch der Einverleibung liegt laut Fromm darin, dass das Konsumierte mir eben nicht mehr genommen werden kann. Aber dieses Einverleiben zwingt zu immer mehr Konsum, denn das, was ich konsumiert habe, hört dann auf, mich zu befriedigen. Fromm schließt seine Kritik am „Habenmenschen“ mit dem Satz „Der moderne Konsument könnte sich mit der Formel identifizieren: Ich bin, was ich habe und was ich konsumiere.“

(215 Wörter)

5.9

Beschreiben Sie in ungefähr 300 Wörtern die obige Statistik, beziehen Sie dazu auch die einleitenden Informationen ein.

Das Balkendiagramm „Armutsgefährdung in verschiedenen Haushaltskonstellationen“ stammt aus der Studie „Statistische Analysen zur Entwicklung der Situation von Frauen in Österreich“. Diese Studie informiert, dass bereits zwölf Prozent der Österreicher „armutsgefährdet“ sind, die Hälfte davon, 500.000 Menschen, lebt in solcher Armut, dass sie nicht einmal ihre Grundbedürfnisse, das heißt also Essen, Wohnen, Heizen, decken können. Diese „manifeste Armut“ beginnt zurzeit bei einem Einkommen von unter 854 €.

Das Diagramm selbst führt die Bevölkerungsgruppen an, die „armutsgefährdet“ sind, und verdeutlicht, in welchen „Haushaltskonstellationen“ diese Gefährdung besonders hoch ist.

An erster Stelle der Gefährdungsliste stehen Haushalte mit nur einem Elternteil. Es wird sich dabei um Alleinerziehende mit einem oder mehreren Kindern handeln, wobei diese Alleinerziehenden in der Mehrzahl sicher Frauen sind. Die Frauen „belegen“ auch die folgenden „Spitzenplätze“ der Statistik „Armutsgefährdung“, nämlich die alleinlebenden Frauen, wobei es Frauen mit Pension noch besser geht als jenen ohne Pension. In Zahlen heißt das für die drei „Spitzenplätze“: 32 Prozent

der „Ein-Personen-Haushalte“, 27 Prozent der alleinlebenden Frauen mit Pension und 22 Prozent der alleinlebenden Frauen ohne Pension sind armutsgefährdet.

An 4. Stelle erscheinen, wenig verwunderlich, Haushalte mit drei und mehr Kindern mit immerhin 19 Prozent gefährdeten Haushalten, dann die alleinstehenden Männer ohne und – in dieser Reihung – mit Pension.

Am unteren Ende der Gefährdungsreihe stehen Mehrpersonenhaushalte mit einem Kind bzw. ohne Kinder mit einer Gefährdung von 8 bzw. 6 Prozent.

Analysiert man diese Zahlen, so wird eine deutliche Aussage des Diagramms erkennbar. Armutsgefährdung bedeutet in erster Linie alleinerziehend zu sein, Frau zu sein, jünger zu sein – mit Pension geht es den entsprechenden Gruppen noch immer „besser“ als ohne Pension – und viele Kinder zu haben. Natürlich können Statistiken in Einzelfällen danebenliegen, so wird es sicher auch gut verdienende „Ein-Eltern-Haushalte“ geben, aber die Grundaussage, dass von der Armut ganz bestimmte Gruppen viel mehr betroffen sind als andere, bleibt davon unberührt.

(302 Wörter)

5.10

a. Beschreiben Sie in der Gruppe die formalen Parallelen und Unterschiede zwischen den Texten 1 bis 3: Strophen, Reimformen, Rhythmus/Versmaß, Stilmittel.

Text 1: Heinrich von Morungen: Tagelied;

Vorbemerkung: Da weder die für die Minnelyrik wichtige Paarreimform des mhd. Textes noch der jambische Versfuß in nhd. Übertragung einhaltbar ist, finden Sie unten den mhd. Text. Es lassen sich dabei auch Unterschiede Mhd-Nhd hinsichtlich etwa der Schreibung, des Lautstandes (Diphthongierung, Monophthongierung, Kürze der mhd. Vokale) herausarbeiten.

Owê, – sol aber mir iemer mê
2 geliuhten dur die naht
noch wîzer danne ein snê
4 ir lîp vil wol geslaht?
der trouc diu ougen mîn.
6 ich wânde, ez solde sîn d
es liehten mânen schîn.
8 dô taget ez.

„Owê, – sol aber er iemer mê
10 den morgen hie betagen?
als uns diu naht engê,
12 daz wir niht durfen klagen:
'owê, nu ist ez tac,'
14 als er mit klage pflac,
dô er jungest bî mir lac.
16 dô taget ez.“

Owê, – si kuste âne zal
18 in dem slâfe mich.
dô vielen hin ze tal
20 ir trehene nider sich.
iedoch getrôste ich sie,
22 daz sî ir weinen lie
und mich al umbevie.
24 dô taget ez.'

„Owê, – daz er sô dicke sich
26 bî mir ersehen hât!
als er endahte mich,
28 sô wolt er sunder wât
mîn arme schouwen blôz.
30 ez was ein wunder grôz,
daz in des nie verdrôz.
32 dô taget ez.“

Text 2: Eduard Mörike: *Das verlassene Mägdlein*:

Vier gleich aufgebaute Strophen zu je vier Zeilen, Kreuzreim ab ab ...; zwei unreine Reime: Vers 1 und 3 (krähn – stehn) und Vers 13 /15 (dann – heran).

Daktylus in den ersten drei Verszeilen; in der vierten Zeile Auftakt mit unbetonter Silbe, gefolgt von zwei Trochäen. Der wechselnde Rhythmus entspricht der Unruhe des verlassenen Mägdleins.

Text 3: Sarah Kirsch: *Bei den weißen Stiefmütterchen*

Drei Strophen zu je fünf Versen, reimlos, ohne durchgehendes Versmaß; fehlende Interpunktion, die eventuell auf die rast- und ratlose Suche und Anspannung des weiblichen lyrischen Ich hinweist, Gründe für das Ausbleiben des erwarteten Er zu finden; viele Enjambements, Wiederholungen (kann sein), die das Kreisen der Gedanken der Frau verdeutlichen.

b. Beschreiben Sie in Gruppenarbeit die inhaltlichen Parallelen und Unterschiede zwischen diesen Texten: Personen, Situation der Personen, insbesondere des lyrischen Ich, „Gesprächspartner“, Zeit, Geschehen/Geschehenes, Stimmung.

Morungen: Das Gedicht beginnt mit der Rede des Mannes, der es beklagt, dass er von seiner Geliebten getrennt wird, weil der Tag gekommen ist, dessen Unausweichlichkeit im für das Tagelied nicht seltenen Refrain ausgedrückt wird, der die einleitende Klage des „Ach...“ begründet. Es folgt die „Frauenstrophe“ mit der entsprechenden „weiblichen“ Beklagung des Abschieds nach der Liebesnacht, da der Mann zu seinen ritterlichen Pflichten zurückkehren muss. Strophe 3 wird wieder vom Mann gesprochen, Strophe 4 von der Dame; Inhalt der beiden Strophen ist die Erinnerung an die Nacht des Zusammenseins. *Morungen* geht mit der Metapher (Metonymie) der nackten Arme für das Minnelied des Hochmittelalters schon relativ weit, da die höfische Gesellschaft vermutlich einen „Hemmungsaufwand hatte, das unverhüllt Sexuelle zu ertragen“ (Karl Bertau: *Literarischer Kunstcharakter und Geschichte der höfischen Epik um 1200*; 1983).

Mörike: Auch hier geht es um Verlassensein bzw. Verlassenwerden, aber in einem völlig anderen Kontext.

Morungen: Dame und Ritter, erzwungene Trennung gegen den Willen der Liebenden; *Mörike*: Dienstmagd und „Knabe“, Trennung vom Knaben ausgehend, ohne Zwang; keine Männerstrophe, nur Rollenlyrik (der Frau). Motivliche Parallele: Abschied, Trennung, Bedauern, dass der Tag gekommen ist.

Kirsch: Ebenso eine verlassene Frau; vergebliches Warten auf den Geliebten; offensichtliches Ende einer Liebesbeziehung; Suche nach Begründungen für das Ausbleiben; wie bei *Morungen* ein Zwiegespräch, hier jedoch zwischen Frau und einer blattlosen (Trauer)weide als Metapher für das Ende der Beziehung; Schwanken zwischen der Hoffnung auf einen plausiblen Grund des Nichtkommens (Fußbruch, Gräte...) und der Enttäuschung; „Hochherzigkeit“ der Frau: der Mann soll sie lieber nicht mehr lieben, als dass ihm Ernstliches zugestoßen ist.

c. Auf welche Gedichte würde diese Aussage eines Lyriktheoretikers zutreffen: „Diese Gedichte zielen darauf, sich aus den Umschlingungen von Dunkel und Schwermut zu lösen“, sind „von intellektueller Heiterkeit getragen“ und machen das „Vergnügen am Wort besonders deutlich erkennbar“?

Gut zutreffend auf die Gedichte Achleitners.

d. Erläutern Sie, wodurch sich die Gedichte Achleitners, formal von allen anderen Gedichten unterscheiden.

Achleitners Gedichte, die die Sprache „beim Wort nehmen“, setzen Einzelwörter oder Wortgruppen unter oder nebeneinander. So ergeben sich in ihrer Kombination verschiedene, sich oft entwickelnde oder überraschend ändernde Gedanken oder Informationen, insbesondere bei „bfiaddö fraonz“, einem so genannten Permutationsgedicht; (lat. permutare = vertauschen; vgl. dazu z. B. auch „wos na ge“ in „Literaturräume“, S. 289). Charakteristisch ist überdies die (Innviertler) Mundart, ebenso der extrem kurze Vers. Die Gedichte erinnern in ihrem spielerischen Umgang mit der Sprache an Kinder-Abzählreime.

5.11

Interpretieren Sie formal und inhaltlich (ca. 400 Wörter) das Gedicht von Andrea Sailer (Text 5) oder eines der anderen Gedichte dieses Abschnitts oder des gesamten Sprachraums „Lyrik“. Interpretation von Andrea Sailer: „Mädchen von nebenan“; Arbeit einer Schülerin im Rahmen einer „Schreibstunde“ im Deutschunterricht mit „Lehrerbetreuung“ während des Schreibens:

„Ich bin nicht die...“, so beginnt das siebenstrophige Gedicht „Mädchen von nebenan“ von Andrea Sailer. Aber nicht nur der Gedichtanfang, auch die Strophen zwei bis fünf beginnen mit dieser Verneinung, höchstens variiert mit einem „und“ in der zweiten Strophe und variiert und verstärkt mit einem „nein“ in Strophe sechs: „Nein ich bin nicht das Mädchen...“. Überhaupt sind die Strophen, mit Ausnahme der letzten, auch was den Satzbau betrifft, identisch aufgebaut. Auf die Einleitung folgt ein Relativsatz, der präzisiert, was das „die“ nicht ist, gefolgt von einem Bedingungssatz, der mit „wenn“ eingeleitet ist.

Wenn das lyrische Ich, das in diesem Fall ein weibliches Ich ist, jemandem sechsmal ein „Ich bin nicht“ entgegenwirft, dann geht es anscheinend darum, dass irgendjemand von ihm beziehungsweise ihr etwas haben will, was sie nicht tun oder bieten oder leisten kann. Das ist auch das Thema der einzelnen Strophen, die übrigens ungereimt sind und in denen ich kein geregeltes Versmaß feststellen kann.

Was sind nun die Forderungen, die das Ich nicht erfüllen kann, und von wem werden sie gestellt? Ich nehme an, es handelt sich bei dem Fordernden um ein männliches Wesen, denn eine Frau würde eher nicht verlangen, dass man ihr „das Bier nachbringt“ wie in Strophe 5. Gefordert werden vom lyrischen Ich immer wieder irgendwelche Dienste, die dem Fordernden aus einer misslichen Lage helfen, bei einem Abenteuer unterstützen oder seiner

Bequemlichkeit dienen. Sie soll mit essen gehen, wenn für den anderen „zu Hause wieder keiner gekocht hat“, sie soll „Pferde stehlen“, wenn keine andere mit dem Forderer „die Sau raus lässt“; sie soll den „Braten warm stellen“, wenn „überall sonst der Ofen aus ist“.

Auffallend ist, dass Andrea Sailer viele Sprichwörter verwendet, wodurch die geäußerten Ansprüche eine weitere Bedeutung über den Wortsinn hinaus bekommen. Mit jemandem „Pferde stehlen“ bedeutet, sich auf jemanden unbedingt verlassen können, jemandem „einen Braten warmstellen“ heißt ungefähr so viel wie für jemanden etwas bewahren und aufheben. Wenn der „Ofen aus ist“, dann ist eine Situation nicht mehr zu retten oder jemand ist voll enttäuscht.

Das weibliche lyrische Ich soll also dem „du“ eine ganze Menge Nutzen bringen, und das will es (sie) nicht. Denn sie will eines nicht sein, das „Mädchen von nebenan“, sondern in ihrer Person geschätzt werden und nicht als Notbehelf dienen. Das drückt sie auch ganz deutlich am Schluss des Gedichts in einem Befehlssatz aus: „Wenn du so was suchst / Ganz einfach: / Geh nach nebenan!“

Ich finde das Gedicht gut gelungen. Es ist leicht so zwiischendurch zu lesen, bringt aber ein wichtiges Thema, nämlich die Gefahr, dass gerade in Beziehungen eine(r) den anderen oder die andere ausnützt. Dagegen soll man sich laut Andrea Sailer wehren!

(438 Wörter)

KT

Interpretieren Sie das folgende Gedicht von Peter Turrini, geschrieben um 1980, und arbeiten Sie in Ihre Interpretation auch die Informationen aus dem „Presse“-Interview mit dem Autor ein. Korrigierte Schularbeit:

Ich hatte, wie man so sagt, eine „glückliche Kindheit“. Cain aus Vorarlberg hatte eine grausame Kindheit. Nach drei Jahren war sein Leben zu Ende. Gequält, blaugeschlagen und totgeschlagen vom 27-jährigen Lebensgefährten seiner Mutter. Nicht geschützt von der Mutter, sondern dem Schlagen ihres Lebensgefährten freigegeben. Und Peter Turrini? Zwei Texte des Kärntner Autors liegen vor mir, ein Gedicht und ein Interview. Sie beschäftigen sich mit Turrinis Kindheit, denn ich nehme an, dass das „Du“ und das „Ich“ des Gedichts sich genauso (zumindest zum Großteil) auf Turrini selbst beziehen, wie klarerweise die Aussagen über die Kindheit im Interview. Es ist auch keine „schöne Kindheit“, die der Dichter gehabt haben muss. Die Gründe dafür liegen sowohl in seiner Familie als auch in der Gesellschaft, in der Turrini aufwuchs.

„Die Kindheit ist ein schreckliches Reich“: Damit beginnt das Gedicht schon sehr aussagekräftig, und es lässt keinen Zweifel mehr, die Kindheit des „Du“ ist schlimm gewesen. Die folgenden Verse bringen jeweils die Beispiele und Beweise für die Eingangszeile. Sie sind stilistisch gekennzeichnet durch Antithesen: „streicheln – schlagen, trösten – brüllen, eigen – fremd“, weisen unregelmäßige Versmaße auf, sind ungereimt, bis auf den identischen Reim „dich“ in den Versen 2 und 4 und zeigen als Stilmittel zum Beispiel viele Wiederholungen des Pronomens „dich“, was fast notwendig ist, denn die geschilderten Beispiele sind ja auf das „Du“ bezogen, das als Objekt des Gedichts vorkommt. Besonders auffällig ist die identische Konstruktion der ersten sieben Verse ab Vers 2. Sie beginnen mit einem Nomen, das mit einem Gliedsatz näher bestimmt wird. Abgeschlossen wird der Vers jeweils mit dem Prädikat des Satzes.

Und damit zurück zu den von mir erwähnten Antithesen. Im Gliedsatz erscheint jeweils das Positive, das vom Kind gewünscht wird. Es will, dass man es streichelt, tröstet, hochhebt, ihm zuhört und es wärmt. Aber die Realität ist dem entgegengesetzt, die Bezugspersonen, wahrscheinlich die Eltern, schlagen, statt zu streicheln, brüllen, statt zu trösten, und wenn sie zuhören, verstehen sie „alles falsch“ und halten das Gesagte für kindisch. Mit der gesuchten Wärme ist es auch schwierig, die wärmende Decke gehört dem Bruder. Es ist nicht verwunderlich, dass aus diesen Zurückweisungen und

Missverständnissen die stärkste Antithese des Gedichts entsteht: die „eigenen Leute“ sind „so fremd zu mir“. Das Resultat ist die Einsamkeit des „Ich“, es kann sich an niemanden wenden, wie der vom übrigen Gedicht durch eine Leerzeile getrennte Schlussvers aussagt: „Ich gehe nirgendwohin“. Die Leerzeile kennzeichnet den Abstand zwischen den „eigenen Leuten“ und dem „Ich“.

Das „Presse“-Interview mit dem Autor beginnt ähnlich wie das Gedicht. „Meine Kindeswelt war geprägt von Karambolagen“, erklärt Turrini. Auch hier kommt auf diese Eingangsfeststellung die „Beweisführung“ mit Beispielen. Allerdings steht dabei die Umwelt des Kindes im Mittelpunkt, ein Kärntner Dorf aus den Fünfzigerjahren. Dort „ging gar nichts gut aus“, Brutalität unter den Kindern, der Eltern gegenüber den Kindern (Schlagen mit der „Gummiwurst“) und Brutalität gegenüber den Tieren bestimmten das Leben: „Es zählte Härte, nicht Güte und Gerechtigkeit.“

Zwar ist die Atmosphäre des Dorfes genauso wenig glücklich wie die im Gedicht geschilderte Welt der Familie, aber einen wichtigen Unterschied gibt es zwischen beiden Texten. Im Interview erscheint die Mutter als Tröstende und „warmherzige und gerechte Frau“. Parallelen gibt es wieder in der Schilderung der Armut. Im Gedicht hat das „Ich“ keine eigene Decke, im Interview ist die Rede von den ärmlichen Wohnverhältnissen: „Wir lebten zu sechst in einem Raum und ein Klo gab es nur unten im Hof.“

Das Interview endet mit einem Ausblick auf Turrinis erste dichterische Erfolge und dem Näherkommen zwischen Mutter und Kind, das durch die Armut der Nachkriegszeit lange unmöglich war, und dem Bedauern Turrinis, dass sein früh verstorbener Vater den Erfolg des Sohnes nicht mehr erleben konnte.

Turrini ist es gelungen, das „schreckliche Reich der Kindheit“ zu verlassen. Wir haben uns in Deutsch auch mit Turrinis Drama „Sauschlachten“ befasst. Auch dort geht es um einen Jungen im Dorf. Er ist anders als die anderen, Sohn eines Russen. Er wird zur „Sau gemacht“ und geschlachtet. Die Kindheit kann für manche leider wirklich ein „schreckliches Reich“ sein. (662 Wörter)